

Fotografien und Ergebnisse einer Stadtstudie in Sachsen in den Jahren 1990 bis 1996. Vortrag anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Endlich seid ihr da! Ein fotografischer Blick zurück in die 1990er Jahre in Sachsen“ in der Vertretung des Freistaates Sachsen beim Bund in Berlin, am 30.9.2024.

Verehrte, liebe Gäste!

Ich danke der Sächsischen Landesvertretung, heute Teil des Abends sein zu können und dem kulturhistorischen Museum Wurzen wie auch Freunden für ihre Unterstützung. Die Ausstellung ist Teil meiner langjährigen Stadtstudie in Sachsen von 1990 – 1996.

Ende November 1989, die Mauer war gerade gefallen, lebte ich bereits 17 Jahre in Westberlin. Immer wieder besuchte ich tageweise Ostberlin, mehr aber kannte ich von der DDR nicht. Und dies, obwohl ich 1952 in Magdeburg geboren bin. Die DDR war durch die Fluchterfahrungen meiner Eltern Mitte der 50er Jahre allerdings weitgehend tabu. Das war im Winter 1989 für mich anders! Ich war neugierig und wollte endlich mehr vom Leben und dem Alltag in der DDR wissen. Insbesondere wollte ich erfahren, wie die Menschen den gesellschaftlichen Umbruch verarbeiten und sich das Zusammenleben in einer Stadt ändert.

Ich befand mich in einer beruflichen Umorientierung von einer langjährigen wissenschaftlichen Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung zu einer Fotografin und fasste im Sommer 1990 den Entschluss, Soziologie und Fotografie zu verbinden. Ich wollte am Alltag des „anderen Deutschlands“ teilnehmen und mir sehr viel Zeit nehmen, mich auf die Menschen einzulassen. Jan Philipp Reemtsma, damaliger Leiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung, ermöglichte mir einen zweijährigen Forschungsaufenthalt.

Im Sommer 1990 machte ich mich auf den Weg, eine geeignete Stadt zu finden. Es sollte eine Kreisstadt mit ca. 20.000 Einwohnern sein. Ich suchte nach einer Stadt mit Geschichte und vielfältiger Industriestruktur, also keine sozialistische Planstadt, die beispielsweise von einem einzigen Kombinat beherrscht wurde. Auf meiner Fahrt begrüßten mich selbstbemalte Banner mit Slogans wie: „Endlich seid ihr da“, „Deutschland einig Vaterland“, „Wir kommen zusammen“ oder „Willkommen in der Heimat!“. Die Fotografien der Ausstellung zeigen einige Motive dieser Reise, hier konzentriert auf Sachsen. Sie sind eine Art visuelles Tagebuch.

Am Ende entschied ich mich für Wurzen, an der ersten Deutschen Ferneseisenbahnstrecke zwischen Leipzig und Dresden gelegen. Als ich von Oschatz kommend auf der damaligen F6 über die Dresdner Straße nach Wurzen fuhr, war ich begeistert von den vielfältigen Fabrikantenvillen und alten Fabriken, die dicht am historischen Stadtkern lagen und von einer reichhaltigen Industriegeschichte zeugten. Das Umland war landwirtschaftlich geprägt. Nach einer Regionalanalyse von 1990 kann Wurzen stellvertretend für einen großen Teil vergleichbarer Städte in der DDR stehen.

Das erste Jahr wohnte ich bei einer Familie zur Untermiete. Bis 1996 besuchte ich Wurzen wochenweise und verbrachte einige Zeit bei Frieda Sternberg, einer Kandidatin des ZK, die nach ihrer Flucht aus Ostpreußen an der örtlichen Gründung der SED beteiligt war und bis Mitte der 80er Jahre eine große LPG geleitet hat. Ich wollte den vollständigen Lebensgeschichten der Wurzener Raum geben, weil ich davon ausging, dass die biographischen Erfahrungen das Erleben der gegenwärtigen Umbrüche und die Erwartungen an die Zukunft maßgeblich prägen. Und ich hörte einfach zu! Ich habe mit insgesamt 173 Personen meist mehrstündige biographische Interviews geführt. Ich sprach mit langjährigen Funktionären, neuen Dezernenten, Betriebsleitern, Arbeitern und Angestellten, LPG Mitgliedern, Vertretern des Wirtschafts- und Bildungsbürgertums, der Kirche, mit Alten, Jungen und Arbeitslosen. Das Spektrum ist also breit gefächert.

Die 424 Tonbänder ergeben rund 600 Stunden Transkriptionsmaterial. Nie wieder waren bei den Wurzener Bürgern die Gesprächsbereitschaft so groß und die Erinnerungen so lebendig, wie in dieser Zeit. Selbst 1996 war noch alles im Fluss. Das Wort von einer Wild-West Zeit machte die Runde, Wirtschaftskriminalität war an der Tagesordnung. Und manche sagten, sie fühlten sich wie in einer Kolonie. Der Westen galt als alleiniger Maßstab, modern und entwicklungsfähig. Es ist schwer, unter diesen Bedingungen kulturelle Identität zu bewahren.

Ich besaß bis dahin einen Schatz an Lebensgeschichten aus verschiedenen Generationen und Milieus, die bis in die 1920er Jahre zurückreichten und davon erzählten, wie sich Biographien und Alltag immer wieder verändert haben! Sie bilden ein Fundament, um Ressentiments von heute zu verstehen. Die Interviews formen ein Erzählpanorama einer Stadt, in dem sich alle Wurzener in ihren unterschiedlichsten Erfahrungen und Meinungen wiedererkennen können.

Wer es ernst meint, die Ostdeutschen verstehen zu wollen, muss sowohl die verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Entwicklungsetappen der DDR betrachten als auch zwischen einzelnen Berufsgruppen und Generationen

differenzieren. Das Leben in der DDR-Provinz unterschied sich zudem stark vom Leben in den Großstädten. Der Westen war für viele meiner Interviewpartner – sofern sie keine Verwandten dort hatten – weit weg, übrigens: Ostberlin auch.

Generell reichten die Bilanzen über das Leben in der DDR von: „Das System war verbrecherisch“ über „der Sozialismus wurde nur falsch umgesetzt“ bis hin zu „ich bin und bleibe DDR-Bürger und halte an meinen Überzeugungen fest“. Zwar haben die Menschen in engen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen gelebt, sie blickten aber mit Selbstachtung auf ihre Lebensleistung zurück und sei es nur das Fazit: Wir sind zurechtgekommen! „An uns lag es nicht, dass der Staat zugrunde gegangen ist“. „Wir haben gearbeitet und Produktionsausfälle und andere Mängel waren Teil der falschen Wirtschaftspolitik.“

Viele Ältere kamen immer wieder auf das Kriegsende und die wirtschaftlichen Nachteile zu sprechen, die die Teilung Deutschlands für die DDR bedeutet hätten. „Wer hat denn die meisten Kriegslasten tragen müssen“, hieß es. „Wir, die Ostdeutschen“! Alle Interviewten, auch Opfer der SED, fühlten sich in der Wendezeit in verschiedener Weise unter Rechtfertigungsdruck, in der DDR gelebt und geblieben zu sein. Doch es war ihr Leben: mal schwere, mal glückliche Zeiten!

Und es gab trotz der SED-Herrschaft und dem Bau der Mauer eine Vielzahl unpolitischer und identitätsstiftender Lebensformen. Man blieb nicht nur notgedrungen, sondern auch wegen der Familie, den Freunden oder aus Bindung an die Heimat. Und so rief der Superintendent der Evangelischen Kirche am 3. Oktober 1990 dazu auf „mit erhobenem Haupt“ in die Einheit zu gehen.

In Wurzen konnte ich sehen, dass staatliche Umgestaltungsmaßnahmen der SED nicht zum völligen Verschwinden traditioneller bürgerlicher Milieus geführt haben. Nach 1989 konnten die in der DDR politisch überformten oder weitgehend stillgestellten sozialen Unterschiede teilweise wiederaufleben. Allerdings verfügten einzelne Gruppen weit mehr über bestimmte Ressourcen wie Bildung, Einkommen und Hausbesitz als beispielsweise die Arbeiterschaft, die außerdem ganz besonders von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen war.

Ich fotografierte damals mit einer Kleinbildkamera auf Film. Das gibt den Fotografien eine ganz eigene Authentizität. Der Betrachter erkennt noch die Überlagerungen verschiedener Zeitschichten: das 18. und 19. Jahrhundert, das Vorkriegsdeutschland, die Bauweise der DDR und die ersten Vorboten bunter westlicher Werbung mit Tchibo, den Zigarettenmarken West und Marlboro

sowie alte und neue Wahlplakate. Meine Fotografien zeigen die Zeit des Übergangs vom „Nicht-Mehr“ zum „Noch-Nicht“.

Als ich 2002 und 2019 eine Auswahl meiner Fotografien in zwei großen Ausstellungen in Wurzen zeigte, konnten es viele kaum fassen „Sah es damals wirklich so aus? Wir haben das gar nicht so wahrgenommen“ oder: „Wir kannten es ja nicht anders!“ Wer heute durch das schmucke Wurzen schlendert, könnte meinen, dass die Einheit nach fast 34 Jahren erreicht sei. Aber wer erwartet hatte – und das waren 1990 im Westen die meisten – dass die Einheit durch eine kurze Kraftanstrengung zu gewinnen sei, sieht sich getäuscht. Wenige Wochen nach dem Tag der Deutschen Einheit 1990 breiteten sich bereits Enttäuschung und Zukunftsängste aus. Hörte ich zuerst immer wieder den gleichlautenden Satz: So konnte es in der DDR nicht weitergehen, so schlug dieser schnell um in: Aber so, wie es jetzt ist, geht es auch nicht. Bereits im Winter 1990 gab es erste Proteste gegen Betriebsschließungen und Arbeitslosigkeit vor den Fabriktoren in Wurzen, die sich mit Unterstützung der PDS zu neuen Montagsdemonstrationen und später zu Protestformen wie Pegida formiert haben.

Die aktuelle Diskussion darüber, wie es um die deutsche Einheit bestellt ist, ist längst nicht neu. Schon 1961 drückte der westdeutsche Soziologe Ralf Dahrendorf in seinem Buch Gesellschaft und Freiheit seine Skepsis über eine reibungslose mögliche Wiedervereinigung Deutschlands aus. Ich zitiere:

" Nimmt man die Entwicklung in den beiden Teilen der deutschen Gesellschaft ernst ... betrachtet man die Unterschiedlichkeit der Antworten auf die gemeinsamen Herausforderungen von 1945 und verlängert diese in die Zukunft, dann könnte die Wiedervereinigung Deutschlands eines Tages von innen her unmöglich werden." Zitat (CS: leicht gekürzt)

Vor allem die Gespräche mit den älteren Wurzener Bürgern zeigen, dass die DDR nicht nur von ihrem Ende aus gesehen werden darf, sondern in den Kontext der gesamten deutschen Geschichte gestellt werden muss. Das gilt auch für die Lebensläufe. Weder das Jahr 1949 noch 1989 waren eine „Stunde Null“ und die DDR, das zeigt sich immer deutlicher, ist wohl doch keine „Fußnote der Geschichte“ (Stefan Heym).

Bleiben wir also neugierig!

Vielen Dank!